

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1844

1 (31.3.1844)

Karlsruher Beobachter.

Beiblatt zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 1.

Sonntag den 31. März

1844.

Die schon früher ausgesprochene Absicht, in dem Karlsruher Tagblatt neben den amtlichen und Privatbekanntmachungen auch unterhaltende Aufsätze, Besprechungen von Lokalverhältnissen und andere Artikel zu bringen, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, hat sich, hauptsächlich wegen des beschränkten Raumes, nur theilweise ausführbar erwiesen.

Um diesen früheren Plan, und zwar möglichst vollständig, ins Leben zu rufen, wird von heute an jeden Sonntag und Donnerstag ein besonderes Beiblatt zum Tagblatt, unter dem Titel

Karlsruher Beobachter,

in der Regel einen halben Bogen umfassend, erscheinen.

Wir enthalten uns hier jeder weiteren Auseinandersetzung über Tendenz und Inhalt dieses Blattes; dagegen wird der Karlsruher Beobachter an die verehrlichen Abonnenten des Tagblattes von heute an bis zum 1. Mai d. J. als Probeblatt unentgeltlich ausgegeben. Vom 1. Mai an tritt sodann für die Abonnenten des Tagblattes, welche den Beobachter ferner zu halten wünschen,

ein Abonnementspreis von **6 Kreuzer monatlich**

ein; für Nichtabonnenten des Tagblattes beträgt der Preis des Beiblattes

vierteljährlich 24 Kreuzer,

wozu außerhalb Karlsruhe noch der übliche Postaufschlag kommt.

Geeignete Beiträge finden stets Aufnahme in den Spalten des Beobachters, anonyme Einsendungen jedoch bleiben durchaus unberücksichtigt.

Für Inserate ist dieses Beiblatt nicht bestimmt, indem das Tagblatt selbst, welches täglich in 1600 Exemplaren hier und in einem Umkreise von mehr als 15 Stunden verbreitet wird, die passendste Gelegenheit für Bekanntmachungen aller Art bietet.

Karlsruhe, den 31. März 1844.

Die Redaktion.

Blicke auf Karlsruhe's Vergangenheit.

Karlsruhe in seinen Anfängen.

Anno 1715 war ich ein Wald,

Der wilden Thiere Aufenthalt.

Inskrift von 1728.

Bekanntlich ist Karlsruhe nicht von den Römern erbaut worden. Auch stammt es nicht aus den Zeiten des Mittelalters, so daß die düster mittelalterliche Sitte, eine neue Stadt mit finstern Mauern zu umfassen oder sie mit der sorgewollen Mühewaltung eigenen Grundbesitzes zu begaben, bei der Erbauung von Karlsruhe bereits in Abgang gekommen war. Karlsruhe ist eine moderne Stadt. Es war ein heiterer Sommergedanke,

dem sie ihren Ursprung verdankt, und auch ohne den Tag genauer zu wissen, könnte man mit Sicherheit voraussetzen, es müsse die wolken- und sorgenfreie Jahreszeit gewesen seyn, welche den Gedanken eingab; — die Jahreszeit, in welcher der kühle Waldschatten sich so behaglich anläßt, und die Lilien auf dem Felde, die weder arbeiten noch spinnen, mit aller Herrlichkeit Salomonis angethan sind. In der That geschah es an einem Junitage, daß unter den schattigen Wipfeln des Harbwaldes, früher auch Luffhard genannt, der Grundstein zu dem Jagdschloße „Carolsruh“ gelegt ward. Um diesen Anfangspunkt herum siedelte sich ein Gefolge von Hofstaat, Kanzleiwesen und Gewerbsamkeit an, eine Reihefolge von Jahren fügte Stein um Stein das Weitere hinzu, und in solcher Weise ist, vom 17. Juni 1715 bis auf

den heutigen Tag, aus der Waldlichtung von damals allmählig eine ansehnliche Hauptstadt erwachsen, welche es noch heute zu ihren Vorzügen zählt, daß ihren Umgebungen der Reiz einer frischen Waldnatur treu geblieben ist.

Die Städte Nordamerika's fangen ihre Geschichte von dem Zeitpunkt an, wo sie gleichsam „aus dem Walde herausgehauen“ wurden; unser Karlsruhe befindet sich in dem gleichen Falle. Vielleicht war einst eine Zeit, wo auf dem Plage, den jetzt Karlsruhe einnimmt, der Rheinstrom floß; allein wenn es sich so verhalten hat, so reicht dies über die Zeit geschichtlicher Urkunden hinaus. Als die älteste Bevölkerung dieser Gegenden werden Celten genannt; darauf erschienen die Germanen in der Geschichte, die Römer kamen als Eroberer herbei, die Völkerwanderung zog über den Welttheil, das Christenthum sandte seine Glaubensboten, aus dem römischen Kaiserthum wurde ein deutsches, das Reich erhob sich zur Größe und sank wieder herab, es legte im dreißigjährigen Kriege den Grund zu seinem spätern Fall, — und während dieser ganzen Reihe von Jahrhunderten ist die Geschichte des heutigen Karlsruhe's einfach die, daß es eben ein Wald war. Die Stadt hat keine bemoosten Mauern, welche von altersgrauen Geschichten zu erzählen wüßten, keine überjähigen Thürme oder Zinnen, welche die Zeugen längst entschwundener Begebenheiten gewesen wären; sollte von alten Sagen und Gedenknissen die Rede seyn, so müßten sie sich nur unter den Waldbewohnern finden, deren die Inschrift von 1728 gedenkt, und die sich etwa von Geschlecht zu Geschlecht die Mähre überliefert hätten, daß sie in diesen Forsten einst den wilden Ur, den Bären und das Elenthier zu Genossen gehabt, und im Verlauf der Zeiten nunmehr auf Reuler und Rothwild herabgebracht seyen. Und dennoch thut man unserm Karlsruhe Unrecht, wenn man ihm nachsagen will, daß es nichts Historisches an sich habe. Im Gegentheil, es hat so sehr seine Geschichte, daß es sogar an historischen Streitfragen und geschichtlichen Dunkelheiten darin nicht mangelt. So jung die Stadt verhältnißmäßig ist, so ist sie doch alt genug, um Zustände hinter sich zu haben, die bereits wieder vergessen sind; das Gedemken lebender Menschen reicht nicht mehr bis in ihre ersten Anfänge hinauf; man muß alte Bücher nachschlagen und so zu sagen schon antiquarische Forschungen anstellen, um das älteste Karlsruhe wieder vor dem Blicke der Gegenwart erstehen zu lassen. Es sind „Traditionen“ vorhanden, welche sich gegenseitig widersprechen und eine kritische Sichtung der Quellen erfordern, um das Unrichtige auszuscheiden; es liegen alte Stadtplane vor, welche so gut, als eine mittelalterliche Chronik, „Wahrheit und Dichtung“ vermischen, oder als ausgeführt und fertig anzeichnen, was erst viel später oder in anderer Weise zur Ausführung

gekommen ist *). Die Pläne griffen zum Theil einer Zukunft vor, welche sie nachher nicht einholte; die Reisebeschreiber zeichneten in Eile auf, was sie flüchtig und nicht ohne Mißverständnisse besehen hatten; die Einheimischen ihrerseits schrieben wenig und gaben sich nicht mit Berichtigungen ab, weil sie voraussetzten, daß die Wahrheit sich ja von selber verstehe. So läßt sich für Manches der eigentliche Anfangspunkt nicht mehr genau ermitteln; Anderes wieder verliert sich in Widersprüchen, und breitet den Reiz einer interessanten Unge- wissheit, wie von althistorischem Dunkel, über die betreffenden Zustände aus. Ich frage, ob dies Alles nicht genugsam sein „Historisches“ an sich hat?

Eine Stadt baut sich nicht auf, wie ein Kartenhaus. Wenn eine Straße ausgesteckt ist und ihren Taufnamen bekommen hat, so tritt sie mit ihren ersten

*) Partleben, in seinem „statistischen Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe“ (1815), zählt folgende ältere Stadtpläne auf: 1) Prospect der Fürst. Marggraf. Baden-Durlach. neu erbauten Residenzstadt Carlsruhe, Heint. Schwarz delin. 1721. 2) In Cavalier Perspective von Joh. Math. Steidlin und Compagnons 1739 gestochen und herausgegeben. 3) Accurater Prospect der Hochfürstl. Marggraf-Baden-Durlachischen neu erbauten verwunderungswürdigen Residenzstadt Carlsruhe, verlegt v. M. Seutter in Augspurg. Illuminirt, ohne Jahrszahl. 4) Prospect Hochfürstlich-Baden-Durlachischer Residenz Schloß und Stadt Carlsruhe. Christian Thran delineavit. Sculps. G. Pfannz. Zu finden bei A. J. Maschenbauer, Buchdr. in Carlsruhe. Ohne Jahrszahl. Oben das Brustbild des Marggrafen, unten das bad. Wappen und Erklärung des Plans. 5) Carlsruhae conspectus. Fischer del. J. Striedbeck sculps. Argent. Ohne Jahrszahl. 6) Ein kleiner Plan, nicht ganz 4 Zoll breit und 3 Zoll hoch, ohne Angabe des Zeichners, Graveurs, oder der Jahrszahl, wurde in den 80r Jahren als Visitenkarte gebraucht. 7) Perspectivischer Aufriss der Hochfürstl. Marggraf. Badischen Residenz Stadt Carlsruhe. Geo. Nic. Fischer delin. et exend. Joa. Bapt. Haas sculps. Ohne Jahrszahl. Auch ist 8) in dem Pommänischen Verlag Karlsruhe's Plan mit allen Gärten, Alleen und Waldungen auf drei Blättern in Kupfer gestochen, und illuminirt herausgegeben worden.

Von dem hier unter Viro. 3. aufgeführten Plan ist vor einigen Jahren eine Nachbildung im „Karlsruher Unterhaltungsblatt“ erschienen; einen andern Plan, mit der Jahrszahl 1722 bezeichnet, theilte das erste Fest von Baders Zeitschrift „Badenia“ mit. Seinem Inhalt nach müßte der erstere noch für älter gelten, als der letztere, indem jener an der Stelle des spätern Wasserthurms einen leeren Platz aufweist, während der Plan in der „Badenia“ denselben mit einem kirchenartigen Gebäude besetzt; in beiden übrigens scheint das bloß Projektirte mit in die Wirklichkeit aufgenommen zu seyn, so daß sie z. B. neun Gassen mit Häuserreihen von dem Großen Zirkel nach der Langen Straße führen, da doch nach Böllntz (in seinen „Memoires“) noch im Jahr 1730 deren nur fünf vorhanden waren.

Gebäuden gleich in die Geltung des Daseyns als Straße ein, wenn auch noch Gärten und Baupläze in Menge dazwischen liegen, und die Häuser noch lange nicht vollzählig in Reihe und Glied gerückt sind. Auch Karlsruhe ist „nicht an einem Tage gebaut worden.“ Noch heutigen Tags ist die Stadt nicht fertig, sondern fortwährend in weiterer Zunahme begriffen; wie hätte in den älteren Zeiten die Geschichte für jedes Jahr ein festgehaltenes Bild überliefern sollen, während die Wirklichkeit selbst immerdar in Gestalt und Aussehen wechselte? Genug, wenn man sich die Richtung veranschaulicht, in welcher der Aufbau der Stadt seinen Fortgang nahm. Den Anfangs- und Mittelpunkt der neuen Anlage bildete der achteckige Schloßthurm, von dessen Fuß aus, wie die Strahlen eines Sterns oder die Radien einer Windrose, sich 32 Aelken durch die Waldung brachen; neun dieser Radien nach Süden zu, etwa den vierten Theil des ringsum laufenden Kreises in sich schließend, waren für die werdende Stadt bestimmt, deren Straßen, durch eine Querslinie abgeschlossen, die Gestalt eines ausgespannten „Sonnenfächers“ darstellen sollten. Das Schloß selbst wurde natürlich zuerst in Bau genommen. Aus einem Hauptgebäude mit zwei Flügeln bestehend, bot es zwischen diesen Flügeln den Raum eines innern Hofes, der nach der Sonnenseite offen lag; weiterhin südwärts, in gleicher Richtung mit den Flügeln des Schlosses, erstreckten sich seitwärts des gelichteten Platzes Nebengebäude, theils Drangeriehäuser, theils Stallungen, deren Endpunkte weit genug auseinander stunden, um in die beiden äußersten Linien des Straßenfächers zu fallen; dem Schlosse gegenüber, durch einen nach vorn liegenden Schloßgarten von demselben getrennt, erhob sich in Form eines Halbmondes eine mit Arkaden versehene Häuserreihe, der „große Zirkel“ genannt. Hinter sich hatte das Schloß, in weitem Halbkreise eingegränzt, einen Wild- und Fasanengarten, der sich an die anstoßende Waldung lehnte; der vordere Schloßgarten aber, nicht der kleinste Stolz des ältesten Karlsruhe's, zeichnete sich als Blumenanlage in holländischem Geschmacke aus, und errang namentlich durch seinen prachtvollen und kostspieligen Tulpenflor die Bewunderung der Zeitgenossen. Von den nach Süden auslaufenden Straßen, welche den großen Zirkel durchschnitten und in der von Osten nach Westen ziehenden Hauptstraße („Durlacher“ oder „Lange Straße“) ihre Begränzung fanden, führte die mittelste auf die lutherische „Konkordienkirche,“ welche, die Front dem Schlosse zugekehrt, an jener Stelle sowohl das Ende ihrer Straße als das der Stadt bezeichnete. Auf ähnliche Weise war in der gegen Ost nächstliegenden Fächerstraße der Prospekt durch die Kirche der „reformirten Confessionsverwandten“ abgeschlossen, und als Seitenstück zu derselben, um die Symmetrie herzustellen, zierte die Nachbarstraße

gegen Westen nachmals der „Brunnen- und Wasserthurm“, so daß nun jede der drei mittleren Straßen ihren Schluß in einem größeren Bauwerke fand. Das Schloß, der Große Zirkel, und die „Durlacher Straße“ mit ihren zwei Kirchen und dem Wasserthurm: — zwischen diesen Gränzpunkten lagen die Anfänge und bewegte sich der Fortschritt des ältesten Karlsruhe's.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über den Ausbau von Karlsruhe.

Wenn wir eine, für Jeden der seine Vaterstadt liebt, hochwichtige Frage, hier öffentlich zur Sprache bringen, so glauben wir uns gleichwohl der Besorgniß enthoben, hierdurch zu Mißdeutungen Anlaß zu geben.

Denn von der Entscheidung dieser gewichtigen Frage hängt großentheils das künftige Wohl unserer Vaterstadt ab, ihr Aufblühen oder Siechthum ist dadurch bedingt. Gerecht und billig wird ein solcher Gegenstand von dem allgemeinsten Standpunkt aus entschieden werden, welcher erhaben steht über dem Getriebe der Partei-Interessen. Darum ist es wichtig, viele Stimmen zu hören, darum ist es auch unverkennbar, daß keiner Sache Deffentlichkeit nothwendiger und nutzbringender sey, als gerade dieser, und daß diese die mächtigsten Garantien enthalte für die Erfüllung gerechter Hoffnungen.

Hierzu den Anlaß zu geben ist unsere Absicht, und dieses Blatt, dessen Redaction die Güte haben wird, geeignete Artikel aufzunehmen, wohl die beste Gelegenheit.

Wenn wir uns darum vorgesezt haben, im Fall die Sache Anklang finden sollte, den für jeden hiesigen Bürger bedeutungsvollen Gegenstand in einer Reihe von Aufsätzen von verschiedenen Standpunkten aus näher zu beleuchten, so werden wir unser vorgeseztes Ziel, für das künftige Wohl der Vaterstadt nach Kräften mitzuwirken, nie aus dem Auge lassen, darum jede Belehrung und Berichtigung unserer stets unmasgeblichen Ansicht, mit aufrichtigem Danke vernehmen, aber Leidenschaftlichkeit und Persönlichkeit, welche nur allzuhäufig im Gefolge von Besprechungen über große, namentlich pecuniäre, Interessen hervortreten, keiner Antwort würdigen.

Dieses vorausgeschickt, und in der Hoffnung, daß sich recht zahlreiche und gediegene Stimmen über den hochwichtigen Gegenstand vernehmen lassen, werfen wir heute, um keiner Ansicht vorzugreifen, einfach die Frage auf:

Wo hin müssen wir bauen, wenn die künftige Größe und Blüthe unserer Vaterstadt dadurch begründet werden soll?

Ueber die Nothwendigkeit der Gründung eines Waisenhauses.

Bist du mit Etwas übel d'ran,
Greif Bess'ring bei der Wurzel an?
Weist du nicht aus und ein vor Noth;
Bau auf im Herrn, treu ist dein Gott!!!

Wer unsre Vaterstadt betrachtet, mit ihrer glanzvollen Aussen- seite, der wird es schwer empfinden, daß man nicht längst auf den Gedanken gerieth, ein Waisenhaus und wenn auch noch so dürftig, aufzurichten. Leget doch ihr Menschenfreunde eifrig Hand an das Werk, und rechnet nicht ängstlich, sondern handelt im Geiste Gottes wie jener fromme Prediger, der mit einem Thalerstück ein Waisenhaus gegründet. Wenn wir in Betracht ziehen, daß unsre Waisen manchmal bei Personen untergebracht sein können, denen die Ueberwachung Nebensache scheint, so kommen wir in Versuchung zu glauben, es dürfte sich der Fall ereignen: wir unterhalten durch den Waisenfond, später in der Rettungsanstalt verwahrloster Kinder und endlich im Korrektionshaus! Einmal ein Waisenhaus gegründet, ein sichtbares Zeichen, wird auch die eigentliche Hülfe nicht ausbleiben, denn nur durch außerordentliche Schenkungen und Vermächtnisse kann eine solche Anstalt sich heben und bestehen. Andersfalls geben wir immer, und die schönsten Gaben führen zum gewünschten Ziel.

Vorlesungen des Herrn Dr. Toegel.

(Verspätet.)

Die Vorlesungen des Herrn Dr. Toegel über deutsche Industrie u. c., wurden vor Kurzem beendet. Dieser Gelehrte wußte das Interesse seiner Zuhörer, welche, außer mehreren Mitglie- dern der I. und II. Ständekammer, aus Finanzmännern, Kaufleuten und Fabrikanten bestanden, schon in der ersten Stunde anzuregen und bis zum Schluß der Vorlesungen zu fesseln. Es ist durchaus nicht die Absicht des Einsenders, auf eine kritische Beleuchtung der von dem Docenten entwickelten Theorien einzugehen; er will dieses, wenn es anders geschehen soll, einer gewandtern Feder überlassen, nur so viel erlaubt er sich zu sagen, daß die Vorlesungen viel Beherzigenswerthes enthielten und überhaupt sehr zeitgemäß waren.

Möchten doch auch andere tüchtige Fachgelehrte sich bewegen finden, im Gebiete praktischer Wissenschaften öffentliche Vorlesungen zu halten. — Ein populärer Vortrag über Geschichte, dieser Basis alles politischen Wissens, welche in unserm constitutionellen Leben Jedem, der nur einigermaßen auf Bildung Anspruch macht, unentbehrlich ist, würde gewiß ein zahlreiches Auditorium finden. —

Wer anerkennt nicht, daß es für den Geschäftsmann, wenn er sich den ganzen Tag über in Berufsgeschäften abgemüht hat, eine harte Aufgabe ist, Abends hinter Büchern sich zu vergraben und den Studien obzuliegen? Durch einen lebendigen mündlichen Vortrag dagegen würde mit Leichtigkeit, ja spielend, das, was man in früheren Jahren gelernt, in der Erinnerung wieder aufgefrischt, neues hinzugefügt und auf diese Weise das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden.

† † †

Bemerkungen, Wünsche und Anfragen.

Von Seiten vieler hiesigen Haus-Eigentümer, hört man sehr häufig Klagen über den Unfug böser Straßenbuben, welche ihren schadenfrohen Jugendübermuth darin auszuüben suchen, daß sie die Sokkel, die Thüren, Läden u. d. oft erst mit ganz neuem Anstriche bekleideten Häuser auf alle nur mögliche ärgerliche Weise durch Figuren, Buchstaben und dergl. verunzieren. Sollte diesem immer mehr um sich greifenden Unfug durch ernstliche Warnungen der Eltern und besonders der Lehrer der Jugend, so wie überhaupt durch eine strenge Beaufsichtigung und Zurechtweisung von vorübergehenden Personen, welche solches bemerken, nicht vorgebeugt und durch angemessene Bestrafung derselbe abgestellt werden können? Der Sorgfalt und Aufmerksamkeit des Publikums sey dieser Gegenstand besonders empfohlen.

Die Montenegriner.

(Historische Novelle aus der neuesten Zeit von Protop. Chocholausek.)

Finstere Nacht ruhte über den Thälern von Montenegro und hüllte die freie Slawenland in einen dunkeln Schleier ein. Schwarze Wolken flogen am Himmel hin und gestatteten nur hie und da dem sterabefäeten Gewölbe einen Blick hinab auf die Erde. Der von Wolken eingehüllte Mond zog langsam vom Balkan her in Dunkelheit seinen Weg, und goß da und dort sein mystisches Licht hernieder, bei dem sich nur die nächsten Gegenstände unterscheiden ließen. Nur wenn er hie und da schein aus seinem Schleier hervorblickte, konnte man den steilen Felsenkamm von Montenegro und die schwarzen Pfade erkennen, welche zu den flachen Gegenden Albaniens und der Herzegovina hinabführen; in der Ferne schimmerten die mit goldenen Halbmonden gezier- ten Minarets der türkischen Stadt Klobuk, und im Kreise umher blinkten die Sommerwohnungen der reichen

Türken aus dichtbelaubten Gärten hervor, mehr festen Schloßern als Lustorten ähnlich.

Bei einem solchen Mondeschimmer sah man zwei Männer durch das Feld von Grabowo dahin schreiten nach dem Pfade, der ins flache Land hinabführt. Es waren dieß hübsche junge Leute, wie sie Montenegro jährlich zu Hunderten in den Kampf mit den Türken aussendet. Nicht allzu hohen Wuchses, von kräftigem, starkem Gliederbau, dem jedoch die nöthige Gewandtheit und Schnellkraft keineswegs abging, hätten sie als Muster männlicher Schönheit dienen können. Jedem schwankte ein langes Gewehr auf den breiten Schultern, und an dem Ledergürtel steckten zwei Pistolen und ein Handschar mit elfenbeinernem Griff. Schweigend und raschen Schrittes durchwanderten sie das Feld bis zu einem tiefen Hohlweg, von dem nach beiden Seiten hin eine hohe Felswand sich erhob, auf der montenegrinischen Seite, obwohl steil, doch zugänglich, auf der türkischen aber eine senkrechte Granitmauer.

„So sind wir endlich zur Stelle, Stanko,“ sagte derjenige, welcher zur Rechten ging, zu seinem Gefährten, indem er seine Schritte anhielt. „Bestehst du noch immer darauf?“

„So wahr der Glanz der Augen Jaida's nicht verlischt,“ sagte dieser, „nur einer von uns wird hinausgehen auf das Feld von Klobuk.“

„Also ans Werk,“ entgegnete der erste, „ehe die dem Tapsern günstige Stunde entweicht. Du links, ich rechts, lebe wohl, Stanko.“

„Lebe wohl, Jephrem.“

Sie trennten sich, Stanko ging links, Jephrem rechts den Hohlweg aufwärts.

„Jephrem!“ rief Stanko, und hielt an, nachdem er einige Schritte aufwärts gethan hatte.

„Was willst du?“ fragte dieser.

„Einer von uns steigt nicht mehr hinab,“ sagte Stanko, „wir wollen uns noch einmal die Hand reichen.“

Rasch ging dieser dem Freunde entgegen, sie reichten sich die Hände, blickten sich noch einmal an und umarmten sich. Keiner sprach ein Wort, und schweigend schritten sie aufwärts. Der Wind zerriß die Wolken und der Mond stand hell und klar am Himmel. Die Wolken breiteten sich aus über Berge und Thäler, bildeten da lange und riesenhafte Mauern, dort mächtige Felsen und Schloßer. Oben auf der Höhe stehend betrachteten Jephrem und Stanko den großartigen prächtigen Anblick, dann wandten sie den Blick gegen Klobuk.

„Jaida!“ rief Jephrem.

„Du mein Stern,“ entgegnete Stanko.

„Dieser Stern ist nicht aufgegangen, um dir zu leuchten,“ sagte Jephrem.

„Ich denke dasselbe von dir,“ erwiderte Stanko.

„Sie hat noch nicht an deiner Brust geruht, deine

Seele hat noch nicht gezittert in ihrer Umarmung,“ fuhr Jephrem fort.

„Gerade darum,“ fuhr Stanko auf; „ich habe dir Freundschaft geschworen bis zum Grabe, aber beim Anblick Jaida's konnte ich den Schwur nicht erfüllen, darum muß einer von uns weichen.“

„Ich bin bereit!“ sagte Jephrem, nahm das Gewehr von der Schulter und spannte den Hahn. Stanko that dasselbe.

Jetzt schritten sie langsam, einer den andern im Auge behaltend, vor bis an den Rand des tiefen Hohlwegs, so daß beide nur etwa dreißig Schritte von einander entfernt waren. In einem Augenblick setzten sie beide Gewehre an, zwei Schüsse hallten über die Ebene hin und schlugen in vielfachem Echo an die Felsen von Montenegro an. Stanko wankte, und griff mit der Hand nach der Brust, wo das Blut stromweise aus der Wunde floß. Jephrem beugte sich mit seinem Gewehre noch weiter vor, um wo möglich genauer zu sehen. „Hat dich meine Kugel ins Leben getroffen, Stanko?“ fragte er.

„Ich werde Montenegro nicht mehr gegen die Ungläubigen vertheidigen; du hast gut getroffen,“ sagte Stanko mit schwacher Stimme, „grüße Jaida.“

„Wie willst du begraben seyn?“

„Laß das dem Popen.“

„Begehrtst du noch etwas?“ fragte Jephrem.

„Nichts, laß mich allein. Stehe im Kampfe an meiner Stelle, denn der Berg hat einen Kämpfer verloren,“ fügte Stanko mit schwächerer Stimme hinzu und wandte sich nach der andern Seite. „Lebe wohl,“ rief Jephrem noch mit gefühlvollem Ton, warf das Gewehr wieder auf die Schulter und stieg hinab. Stanko seufzte tief, stützte die Hand auf den Boden und verbarg die heiße Stirne in dem behauten Grase. Jephrem hielt im Hinabsteigen an, lud sein Gewehr von neuem, blickte im Mondenlicht hinauf nach der Stelle, wo sein Freund mit dem Tode rang, wischte sich eine Thräne aus dem Auge und wanderte dann durch den Hohlweg nach der Hochebene gerade auf Klobuk zu.

Das ist der Geist, der in Montenegro herrscht, und er ist allerdings die Ursache von vielem Blutvergießen, denn er führt zur Blutrache, welche vom Vater auf den Sohn, vom Oheim auf den Neffen erbt. Es ist aber auch ein ritterlicher Geist, der diese Schaaren gegen die Türken treibt, denn mancher kämpft gegen zwei oder drei, und wenn die Türken vertrieben sind, spricht er: „ich habe zwei Hunde getödtet für dich, Michal; dieß Blut fließt für dich, Zwan, und einen habe ich für mich gejagt; seht, meine Lieben, ich mache euch keine Schande; seyd unbesorgt.“

Ihre Zweikämpfe sind ohne Groll, ohne Rache, denn wenn sie sich zum Zweikampf fordern, müssen sie

sich versöhnen; oft bleiben beide auf dem Platz, gewöhnlich aber kommt wenigstens einer um; selten kommt einer unverwundet aus dem Kampf, er nimmt dann Abschied von dem Getödteten und empfängt dessen letzten Willen, — wenn er nämlich so schwer verwundet ist, daß er nicht mehr sprechen kann, — damit er denselben den Verwandten mittheile. Der Verwundete trennt sich dann von seinem Gegner ohne Zorn, sagt ihm Lebewohl, und wünscht, daß er an seiner Statt kämpfe, da der Berg einen Streiter verloren habe.

So trennten sich auch Zephrem und Stanko. Sie waren alte Freunde, auf den Feldzügen und im Kampfe standen sie nebeneinander, und so kam es auch, daß sie im letzten Gefecht bei nächtlicher Weile das Haus Ahmeds, eines reichen Türken in der Nähe von Klobuk, und seine Tochter Zaida, die von den Türken der Morgenstern, die Morgenröthe, der Liebling Gottes genannt wurde, gefangen nahmen; daß die Türken die Wahrheit sprachen, erkannten Zephrem und Stanko, denn beide hatten kaum Zaida erblickt, so verliebten sie sich in sie. Zaida fand auch bald an den kräftigen Kämpfern mehr Gefallen, als an den von Opium schlaffen Gesichtern der Türken. Stanko bemerkte indeß bald, daß Zephrem mehr Fortschritte im Herzen Zaida's gemacht habe, und begann den Freund zu beneiden, aber nicht lange hielt dieser Groll an, denn der Vater Zaida's zog, als beide Freunde entfernt waren, mit einer Schaar Bewaffneter nach Montenegro und führte seine für den Harem des Wesirs von Mostar bestimmte Tochter zurück. Als Stanko's Bruder den Rückkehrenden erzählte, was vorgefallen war, warfen sie einen furchtbaren Fluch auf Ahmed, ergriffen ihre Gewehre, zogen augenblicklich nach Klobuk und bald geschah dieß jede Nacht. Hier erhielt Stanko die Ueberzeugung, daß er nicht geliebt sey. Eifersucht, Schmerz und Rache nagten an seinem Herzen, und er der freie Sohn des Berges, wußte seine Leidenschaft nicht zu zähmen. Als er aber am Abend Zaida am Busen Zephrems ruhen sah, schlug er auf ihn an, dießmal aber schützte ihn sein guter Geist vor Mord, er eilte zurück nach Montenegro und hier forderte er seinen Freund zum Zweikampfe heraus, damit ihre Freundschaft nicht gebrochen werde, wie er sagte. Den Ausgang wissen wir.

Gewohnt, die Felsenmauern seiner Heimath zu ersteigen, kletterte Zephrem leicht die hohe Mauer hinan, welche den Garten und das Haus Ahmeds umgaben, und eilte nun nach dem sicher verschlossenen Harem. Die Fenster des Gebäudes waren vergittert, und jetzt auch im Innern wohl verschlossen. Rund um das flache Dach lief ein hohes Geländer, das aber den oben Umherwandelnden die Aussicht auf diese Seite nicht verwehrte. Es sind diese Dächer der gewöhnliche Spaziergang orientalischer Frauen, damit die Nichtgesehenen doch sehen

können. Auf dieser Terrasse stand eine weibliche Gestalt, deren Bewegungen und Zartheit der Glieder Jugend und Gewandtheit verriethen, und deren Gesicht nach orientalischer Sitte mit einem Schleier bedeckt war. Sie stand über das Geländer gebeugt und horchte auf jedes Rauschen der Blätter, auf jede Bewegung des Vogels im Nest. Da rauschte Zephrems leichter Schritt im Grase, die Frauengestalt beugte sich nieder und ihr Ohr täuschte sie nicht mehr. Jetzt trat Zephrem aus dem Gebüsch hervor, freudig schlug sie die Hände zusammen und warf den Schleier zurück. Der Mond ergoß gerade sein Licht auf ihre Züge, und der Montenegriner schaute, wie geblendet, in das schöne Gesicht Zaida's; sie winkte ihm freundlich mit der Hand, und Zephrem schritt ohne Zögern zu der nächsten Cypresse, deren Gipfel über die Terrasse sich hinbog. Die Schnelligkeit und Gewandtheit, mit der er den glatten Stamm hinaufstieg, zeigten deutlich, wie gewohnt ihm der Weg war, der ihn in die Arme der Liebe führte.

„Rette mich, Geliebter,“ unterbrach Zaida die Ergießungen seiner Liebe.

„Was ist dir geschehen, Licht meines Lebens!“ rief Zephrem etwas laut.

„Stille!“ flüsterte Zaida, — „der Wesir von Mostar — möge ihn Eblis verderben, hat den Beg Osman von Zwornit*) gesendet, daß er mich morgen nach seinem Harem geleiten soll.“

„Das wird nicht geschehen,“ fuhr Zephrem auf, und sein Gesicht glühte; er drückte die Geliebte fester an sein Herz.

„Ja, mein Geliebter, es soll nicht geschehen; ich fliehe mit dir, dein Vaterland soll auch das meinige sein.“

„Zaida!“ rief Zephrem, „die Freude macht mich stumm.“

„Zweifelst du, Geliebter! schon habe ich alles vorbereitet, ich habe die Schlüssel zum Hause und zum Stall.“

„Zu was Ende?“

„Daß wir leichter entkommen, wenn sie uns verfolgen. Giemza fliegt wie der Pfeil, hole dieß Ross, leicht wirst du es erkennen, es ist weiß wie Schnee und sein Auge frisch wie das einer Gazelle.“

Zephrem schwieg.

„Was bedenkst du dich?“ fragte Zaida; „eilen wir lieber fort von hier,“ fuhr sie fort, und faßte Zephrem an der Hand.

„Zaida,“ sagte dieser und hielt das Mädchen an, „der Berg nimmt keine Ungläubige auf.“

Das Mädchen erblickte und heiße Thränen flossen

*) Bekannt als der Vermittler des Friedens zwischen dem Wesir der Herzegovina und dem Vladika von Montenegro im Jahr 1843.

ihr über die Wangen. Allah! rief sie, und richtete ihre Augen auf den Jüngling mit einem Blick, in dem sich Kummer und Vertrauen malten. „Höre, mein Geliebter.“ flüsterte sie leise, „du hast den Säbel an der Seite, tödte mich, nach Mostar gehe ich nicht.“

Jephrem warf sich zu ihren Füßen, küßte ihre Hände und bat sie inständig sich taufen zu lassen.

„Ja,“ rief das Mädchen, bei der jetzt Leben und Sprache zurückkehrte, „dein Gott ist auch mein Gott!“

Jephrem sprang auf: „gib Acht, mein Engel,“ sprach er feierlich. „Du mußt glauben an Gott den Vater, der Himmel und Erde gemacht hat.“

„O Allah!“ erwiederte das Mädchen, und legte die Hände auf die Brust.

„Du mußt glauben an Jesus Christus,“ fuhr der Jüngling in der Befehring der Mohammedanerin fort.

„Ja, ja,“ versicherte das Mädchen.

„Und an den heiligen Geist,“ predigte Jephrem weiter.

„Ich glaube, Geliebter, ich glaube.“

„Und an die heilige Mutter Gottes,“ fuhr der Lehrer fort.

„Glaubst du das, mein Leben? dein Glauben ist auch der meinige.“

Jephrem schloß die neue Christin in die Arme. „So, Zaida, jetzt hindert nichts mehr unser Glück, offen ist der Weg in meine Heimath, — wir wollen fliehen.“

„Ja, wir wollen fliehen,“ setzte Zaida freudig hinzu, „aber vorsichtig, mein Lieber, bis wir auf dem Felde sind, dann mögen sie dem Adler folgen bis zum Balkan. Es ist Schade, daß Stanko nicht hier ist; wo hast du deinen Freund gelassen?“

„Wir werden ihn unterwegs finden,“ entgegnete Jephrem finster, und schwang sich über das Geländer. Mit der Rechten umfaßte er den Baum, mit der Linken Zaida, und so theils mit den Füßen, theils mit der Hand sich haltend, ließ er sich an dem Baum hinab. Scheu schmiegte sich Zaida an ihn, schlang die Arme um seinen Hals und schloß die Augen, um die Tiefe unter sich nicht zu sehen. Glückselig kam Jephrem mit seiner theuern Last hinab, aber von der gewaltigen Anstrengung ermattet, mußte er einige Augenblicke stehen bleiben. Zaida verbarg ihr Haupt an seiner Brust und weinte still.

„Was ist dir, Licht meines Lebens?“ fragte Jephrem jährlisch.

„Ich dachte an meinen Vater, — aber er will mich nach Mostar senden, darum muß ich ihn verlassen, — meine Seele ist ruhig,“ sagte das Mädchen, indem sie eine Thräne aus ihren Augen wischte, „ich bin bereit dir zu folgen.“ Sie faßte Jephrem an der Hand und beide wanderten miteinander an der Frauenwohnung vorbei nach dem geräumigen Hofe, dessen eine Seite der

lange Pferdstall einnahm, während auf der andern Seite die prächtige Behausung Ahmeds und die Wohnung seiner Leibdiener und Knechte sich befanden. Zaida zog aus ihrem Gewand zwei Schlüssel hervor, gab einen davon Jephrem und wies auf den Stall. „Bergiß nicht die schneeweiße Siemza,“ flüsterte sie ihm nochmals ins Ohr. Mit leisen Schritten näherte sich Jephrem dem Stall, vorsichtig schloß er auf, aber das Knarren der Thüre weckte den im Stall schlafenden Bulgaren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem schlesischen Gebirge.

Von

Ferdinand Freiligrath.

„Nun werden grün die Brombeerheiden;
Dier schon ein Beilchen — welch' ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürrer Steden,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß in's Thal;
Ich habe mich vom Haus geschlichen,
Dier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!“

„Hört' er's? ich seh' ihm dreist entgegen!
Er ist nicht böß! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen. —
Es ist ein richt'ges volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich steh'n!
Kein bess'res wird gewebt im Thal —
Er läßt sich immer noch nicht seh'n!
Drum frischen Muthes noch einmal:
Rübezahl!“

„Kein Laut! — Ich bin in's Holz gegangen,
Daß er uns hilft in un'rer Noth;
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brod!
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:
Rübezahl!“

„Er half so Vielen schon vor Zeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!“

) Veranlaßt durch die unter den armen Weibern in Schlesien herrschende große Noth.

„Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel' auf dieß doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die verpackten —
Das wär' ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

„Dann trat' ich froh in's kleine Zimmer,
Und rief: Vater, Geld genug!
Dann fluch' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder,
Und tisch' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm', o käm' er! Rübezahl!
Rübezahl!“

So rief der dreizehnjäh'ge Knabe;
So stand und rief er, matt und bleich.
Umsonst! nur dann und wann ein Kabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund auf Stunde,
Bis das es dunkel ward im Thal,
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Thränen noch einmal:
Rübezahl!

Dann ließ er still das buschige Fleckchen,
Und zitterte, und sagte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimath zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger bald das Leinentuch!
Rübezahl!

Verschiedenes.

Folgen der Eisenbahnen.

Karlsruhe besitzt bereits Eisenbahn-Omnibus, Eisenbahn-Reisefäcke, Eisenbahn-Brillen &c.; das Eisenbahnwesen scheint jedoch in unserer guten Stadt einen kaum geahnten Einfluß auf Verhältnisse zu äußern, welche in nichts weniger als näher Beziehung dazu stehen. So producirt ein rühmlichst bekannter hiesiger Pastetenbäcker seit Kurzem gar zierliche Eisenbahntörtchen, die an Feinheit ihres Gleichen suchen, und unzweifelhaft bestimmt sind, wesentlich auf die Geschmacksrichtung unseres Substitums einzuwirken.

Denkmälersucht.

Man hat über diese in neuerer Zeit besonders in Deutschland herrschende Sucht schon vielerlei Bemerkungen gemacht; nirgends jedoch dürfte bis jetzt ein ähnlicher Fall, wie der, vorgekommen

seyn, der kürzlich in England zu gerichtlicher Verhandlung kam. Ein im vorigen Jahre zu Norwich verstorbenen Herr Hobart hat nämlich in einer nach seinem Tode aufgefundenen letztwilligen Verfügung die Summe von 4425 Pfd. (53,000 fl.) ausgesetzt zur Anfertigung einer Reiterstatue von ihm selbst! Die Erben des Mannes, der erst durch sein Denkmal berühmt zu werden hoffte ließen die Gültigkeit dieses letzten Willens vor dem competenten Gerichtshof, dem Ecclesiastical Court, angreifen. Die Doktoren Adams und Robertson stellten die Behauptung auf, daß ein so seltsames Legat den besten Beweis liefere, daß der Verstorbene nicht dispositionsfähig gewesen. Der Richter, Sir Herbert Jenner Just, sprach aber das Urtheil, „daß, wiewohl das Legat ein Beweis von der übertriebenen Eitelkeit des Erblassers, dies doch nicht hinreichend sey, den Gerichtshof zu überzeugen, daß der Verstorbene nicht bei Verstand gewesen. Es wird demnach ein Bildhauer die 4425 Pfd. des Herrn Hobart bekommen und damit die erkaunte Welt mit dessen Reiterstatue beschenken.“

Ueber den Dampf als Mittel zum Löschen.

Das Echo du Monde Savant vom 14. März entlehnt aus dem Courrier belge nachstehende Mittheilung: „Eine große Spinnerei war ganz in Feuer, der Dampffessel darbt, der Dampf drang in alle brennenden Stodwerke und das Feuer erlosch wie durch Zauber auf allen Punkten. Diese Beobachtung führte zu directern Proben: man füllte Räume unter der Erde mit brennbaren Stoffen, ließ aber doch hinreichend Luft einströmen, und als der Brand am stärksten war, schloß man die Luken und ließ einen Strom von Dampf in den Keller eindringen, der das Feuer rasch erstickte. Der Dampf ist allerdings ganz besonders geeignet, nach allen Punkten, wo es brennt, oben wie unten, hinzubringen; er erkaltet sich indem er sich verdichtet, während er zugleich die atmosphärische Luft verdrängt und ersetzt, indem er nicht mehr als Dampf, sondern als tropfbare Flüssigkeit wirkt. Aus allen den gemachten Proben geht hervor, daß der Dampf das beste Mittel gegen innere Brände ist; deshalb haben auch viele Fabriken, deren Maschinerie durch Dampf getrieben wird, an den Kesseln Vorkehrsröhren angebracht, welche in die dem Brand am meisten ausgefetzten Räume laufen. Man braucht nur einen Hahn zu drehen, um an solche Orte einen Strom von Dampf zu richten, der noch überdies den Vortheil hat, daß er die Waaren weniger beschädigt, als die Pumpen und das Hinauswerfen zum Fenster. Eine Fabrik, die mit Dampf arbeitet, hat deshalb gar keine Entschuldigung mehr wenn sie ganz abbrennt. Eben so wenig ist der Betrieb eines Kohlenwerks zu entschuldigen, wenn die geschlossenen Magazine abbrennen.“ Das obengenannte Blatt glaubt auch, daß dieß Mittel des Einströmlassens von Dampf dazu dienen könne, ein Kohlenwerk im Hennegau, das noch immer brennt, zu löschen.

In einer Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, ob wohl die Taube, welche Noah aus der Arche schickte und mit einem Blatt im Munde wieder zu ihm zurückkam, ein Männchen oder Weibchen gewesen sei? Ein Wikling meinte, es sei auf jeden Fall ein Männchen gewesen, denn ein Weibchen nehme kein Blatt vor den Mund.

Im Lichtenberger (Laufz) Walde ließ 1666 den 28. Juni ein Herr v. Eschenshaus aus Kießlingswalde ein Denkmal auf einem Plage errichten, wo Kurfürst Johann Georg II. am 20. Mai im Jahr 1665 auf der Reise von Lauban nach Görlitz kalte Küche gespeist hatte.